

Es versteht sich jetzt von selbst, daß das Nihil-obstat-Verfahren im Zentrum der Beziehungen zwischen Kirche und Lehramt einen besonders verletzlichen und heiklen Problembereich darstellt. Auch hier scheint mir wichtig zu sein, daß man die früher erwähnten Spielregeln zur Konfliktbewältigung einhält. Gegenstand der Verfahren dürfen nur vom Autor veröffentlichte und gebilligte Studien sein. Lehre und Lebenswandel sind die einzigen Kriterien, die ausschlaggebend sein dürfen. Beide sind strikt zu interpretieren. Das kirchliche Lehramt hat zweifellos die Verfahren verbessert. Bei Zweifel werden der zuständige Bischof und vor allem der in Frage stehende Autor eigens gehört. Ich habe nicht den Eindruck, daß entsprechende Antworten immer mit dem notwendigen Ernst, einem Minimum an Einfühlungsvermögen in den zuständigen Partner und mit der notwendigen Klugheit abgegeben werden. Gelegentlich ergangene Verweigerungen des Nihil obstat wurden revidiert oder später auf anderem Wege aufgehoben. Man sollte diese Wandlungen nicht geringschätzen. Sie enthalten große Chancen und sind durchaus ausbaufähig. Umgekehrt zeigt sich die Verantwortung und die Fähigkeit eines Wissenschaftlers nicht nur in den großen Forschungsleistungen, die ja ganz selten ein wirklicher Anlaß zu ernststen Differenzen sind, sondern in relativ rasch geschriebenen, knappen, für ein breiteres Publikum entworfenen Beiträgen, die nicht selten kirchenpolitisch brisante Inhalte behandeln. Differenzierungsfähigkeit und Rücksicht auf öffentliche Wirkungen sind gerade für solche Artikel notwendig. Hier sollten die theologischen Lehrer kluge und hilfreiche Begleiter ihrer Schüler und künftigen Kollegen sein. Umgekehrt wird man die lehramtlichen Instanzen bitten müssen, gerade mit solchen Artikeln nicht zu engherzig oder kleinlich umzugehen. (Ich übergehe ein Thema, das einer eigenen

Erörterung bedürfte, nämlich die Vermittlung von Theologie in eine größere Öffentlichkeit hinein, besonders aber die Behandlung von Konfliktfällen zwischen Theologie und Lehramt in der Öffentlichkeit unserer Gesellschaften. Hier ist ein neues Element, nämlich die Vermittlung durch die Instrumente der Massenmedien, ins Spiel gekommen, das neue und bisher ungelöste Probleme stellt.)

### „Gemeinsam dem Schwund von Religion und Glauben begegnen“

In diesem Beitrag ging es mir darum, Lehramt und Theologie, Kirche und theologische Wissenschaft in ihrer ursprünglichen Zuordnung aufeinander neu sichtbar zu machen. Gerade die Europa-Sondersynode hat gezeigt, welche großen Aufgaben auf uns gemeinsam warten. Jetzt kommt es zuerst darauf an, die Instrumente der Verkündigung und der Kommunikation wieder funktionstüchtig zu machen, damit sie ihre Primäraufgabe ungehindert erfüllen können. Ich will diese abschließend nur noch nennen: Auseinandersetzung mit den vorherrschenden gesellschaftlichen Trends, Hilfen angesichts des Sinnvakuum in vielen Gesellschaften, Unterstützung neuer Suchbewegungen nach Sinn und Transzendenz, geglückte Beispiele von Gottese Erfahrungen, missionarisches Zeugnis, Evangelisierung. Theologie und Lehramt werden eines Tages nicht daran gemessen, wieviel Konfliktpotential sie in dieser Zeit angehäuft haben, sondern ob sie gemeinsam dem Schwund von Religion und Glaube in unseren Gesellschaften wirksam und überzeugend begegnen sind und den Menschen eine neue Bewährung des Glaubens angesichts unserer heutigen Lebensprobleme geschenkt haben.

## Stabilität und Wandel der Familie

### Eine Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts

*Wie steht es um die Krise der Familie als für die Gesellschaft grundlegender Lebensform, von der häufig die Rede ist? Erste Auswertungen einer breit angelegten empirischen Untersuchung zur Situation der Familie in den alten Bundesländern legen ein differenziertes Urteil nahe. Es gibt einen deutlichen Strukturwandel, der sich etwa an der Veränderung der „Normalbiographie“ von Frauen und dem Rückgang der Kinderzahl festmachen läßt. Gleichzeitig zeigt sich bei aller Pluralisierung und Individualisierung der Lebensstile doch eine erhebliche Stabilität der Lebensform Familie.*

Das Ungenügen amtlicher Statistik, die fehlende Aussagekraft des Datenmaterials für eine differenzierte Beschreibung von Veränderungen und Entwicklungen in der Lebensrealität von Familie und die vielen Mutmaßungen, die die Diskussion um die Zukunft familialer Lebensfor-

men prägen, gaben den Anlaß. Das Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit beauftragte 1987 das Deutsche Jugendinstitut in München (DJI), eine neue Konzeption zu entwickeln, um Lebensbedingungen, Wandlungstendenzen und Zukunftsperspektiven der Familie analysieren und beschreiben zu können.

Mit dem 570 Seiten starken ersten Band des „Familien-Surveys“ hat das DJI Ende vergangenen Jahres ein *erstes Zwischenergebnis* dieser Studie herausgegeben, betitelt „Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen“ (Opladen 1991). Im Abstand von vier bis fünf Jahren sollen weitere große Surveys folgen.

Der vorliegende Band stellt die Ergebnisse empirischer Einzeluntersuchungen zu *vier Themenbereichen* dar: Ein erster Teil analysiert die verschiedenen sozialen Beziehungen, die Familie und deren verwandtschaftliche oder

nachbarschaftliche Umgebung begründen; Veränderungen in Partnerschaft und Ehe und die detaillierte Frage nach den geschlechtsspezifischen Unterschieden in der Erwerbstätigkeit und der Aufteilung von Arbeit in Partnerschaft und Familie sind Gegenstand eines zweiten Abschnittes des Berichtes; die dritte Gruppe der Untersuchungen widmet sich der sozialen und ökonomischen Situation von Familien mit dem besonderen Augenmerk auf Problemlagen, dem familienspezifischen Armutsrisiko und der Einkommens- und Wohnsituation; den Einfluß verschiedener Familienkonstellationen auf den Lebenslauf von Kindern, Wandlungstendenzen in den Einstellungen gegenüber diesen und eine Verhältnisbestimmung von Kinderwunsch und Kinderzahl beschreibt der letzte Teil.

## Pluralität gelebter Familienbeziehungen

Zu diesen Themen wurden 1988 in den alten Bundesländern und West-Berlin 10 000 Personen deutscher Staatsangehörigkeit im Alter zwischen 18 und 55 Jahren befragt, die zum Zeitpunkt der Untersuchung in Privathaushalten lebten. Der Fragebogen enthielt auch viele Indikatoren, die mit den Fragestellungen und Formulierungen des Mikrozensus und der Volkszählung von 1987 übereinstimmten, um eine gute Vergleichsmöglichkeit der Ergebnisse zu erhalten.

Bei diesem ersten Studienbericht fehlt eine die einzelnen Untersuchungen der Mitarbeiter des DJI und des Münchner Instituts für Frühpädagogik und Familienforschung (IFP) vereinheitlichende, theoretisch kohärente Perspektive. Zunächst sollten durch den ausschließlich empirischen Zugang, so der Direktor des DJI und Herausgeber des Studienbandes, *Hans Bertram*, zum Stellenwert dieses ersten Berichtes, die Widersprüchlichkeiten der Entwicklung von Ehe und Familie sichtbar gemacht werden. Dazu sei man in bestimmten Teilbereichen von den traditionellen Formen der empirischen Sozialforschung zur Analyse von Ehe und Familie abgewichen. Im Verzicht auf klassische Interpretationsmuster und theoretische Vorentscheidungen folgte das DJI mit seinem neuen Konzept, so die Einführung von *Bertram* in die Gesamtanlage des Surveys, der Intention, die *Pluralität gelebter Familienbeziehungen* zu beschreiben und Familie dabei so zu begreifen, daß eben diese konkreten gelebten und funktionierenden Beziehungen und nicht externe Definitionsmerkmale wie etwa die Haushaltszugehörigkeit bestimmend sind. Damit wurden formalrechtliche Aspekte für die Erfassung der Lebensrealität von Familie um die Beschreibung der sozialen Beziehungsnetze, in denen sich die befragten Personen der eigenen Wahrnehmung nach bewegen, ergänzt.

Die vielzitierte These von der *Krise*, in die die Lebensform der Ehe und der Familie geraten zu sein scheint, stützt sich auf Phänomene wie zurückgehende Heiratsziffern, steigende Scheidungszahlen, Geburtenrückgang und die ständige zunehmende Zahl der Alleinlebenden in der

Gesellschaft. Verschiedene Erklärungs- und Interpretationsmuster konkurrieren angesichts dieser Sachverhalte miteinander: *Bertram* nennt – und stellt damit zugleich den Familiensurvey in den größeren Kontext der gegenwärtigen familiensoziologischen Diskussion – die Thesen von der „strukturellen Rücksichtslosigkeit“, der steigenden Mobilität und dem Wertewandel in den vergangenen 20 bis 25 Jahren. Dabei ist mit der These von der strukturellen Rücksichtslosigkeit der Vorrang der Erfordernisse von Wirtschaft und Arbeitsplatzorganisation vor denen der Erziehung und Entwicklung der Kinder gemeint, der zur strukturellen Benachteiligung derer führt, die Kinder zu erziehen haben; die These von der steigenden Mobilität benennt die Voraussetzung des häufigen Wohnortwechsels für eine berufliche Karriere und den Zwang, zunehmend zwischen dem Verzicht auf Karriere oder aber auf Ehe und Familie entscheiden zu müssen; die Rede vom Wertewandel verweist auf den Vorzug, den ein zunehmender Teil der Bevölkerung der Realisierung von Zielen wie Selbstverwirklichung und Kreativität vor den Tugenden „Verpflichtung, Disziplin und Fleiß“ gibt.

Für die Frage nach den *Faktoren*, die bestimmend sind für den möglichen Wandel im Bereich von Ehe und Familie, lassen sich „klassische Faktoren“ – Veränderungen im Geschlechterverhältnis und die Auseinandersetzung um die gleichberechtigte Stellung von Frau und Mann in Wirtschaft und Gesellschaft – oder „sozioökonomische Faktoren“ wie die Benachteiligung von Familien in der Gesellschaft unterscheiden. Diese Thesen und Faktoren wurden in der Konzeption des DJI selbst zum Gegenstand empirischer Untersuchungen. Der Stand der familiensoziologischen Diskussion wird zu Beginn jeder Einzeluntersuchung des Berichts knapp dargestellt und die erhobenen Daten werden kritisch zu vorliegenden Theorien und anderen Untersuchungen in Beziehung gesetzt.

## Massive Veränderungen der Lebensläufe von Frauen

Im Kontext der Diskussion um eine zunehmende Pluralisierung und Individualisierung der Formen familialen und außerfamilialen Zusammenlebens untersucht *Angelika Tölke* Veränderungen im traditionellen Verhalten bei Partnerwahl und Eheschließung. Generell bestätigt die Umfrage, daß die Ehe die häufigste Lebensform der 25- bis 55jährigen ist. 60 Prozent der befragten 25- bis 34jährigen und fast 80 Prozent der 35- bis 55jährigen sind verheiratet und leben mit dem Ehepartner zusammen.

Als Ausdruck zunehmender Individualisierung lasse sich eine „Entstandardisierung des Lebensweges“ (S. 115), eine abnehmende Gleichförmigkeit in der Ausformung der Lebensphase junger Erwachsener beobachten. Zumindest für die Phase des jungen Erwachsenenlebens hätten der Druck, verheiratet zu sein und die Selbstverständlichkeit der Eheschließung nachgelassen. Dabei brächten die jungen Erwachsenen vermehrt Partnerschaftserfahrung in die Ehe ein. Die Eheschließung verschiebe sich zunehmend in ein höheres Alter. Indem die Gleichfö-

migkeit der Verhaltensmuster jedoch innerhalb dieser Entwicklung abnehme und der Entscheidungsspielraum immer größer werde, würden normative Vorgaben für die jungen Erwachsenen zugleich immer weniger Halt gewähren.

Meist werden Wandlungstendenzen im Familienbereich in direktem Zusammenhang mit Veränderungen in den „Normalbiographien“ von Frauen diskutiert. In den letzten Jahrzehnten hat eine massive Veränderung der Lebensläufe von Frauen stattgefunden, in denen das traditionelle Lebensmodell: „Hausfrau, Ehefrau und Mutter“ abgelöst wurde und die Erwerbstätigkeit zu einem zunehmenden Bestandteil der Biographie von Frauen wurde. Besonders deutlich, darauf macht *Heinz Krombholz* in seinem Beitrag zu den geschlechtsspezifischen Unterschieden in der Erwerbstätigkeit aufmerksam, zeige sich der Wandel bei *jungen Frauen mit Kindern*: Die Erwerbsquote dieser Gruppe zwischen 15 und 35 Jahren von 37,1 Prozent im Jahr 1972 hat sich auf 45,1 Prozent im Jahr 1987 erhöht.

Insgesamt zeigt die Studie, daß Frauen in ihrer Erwerbstätigkeit, der erreichten Berufsposition und im Einkommen immer noch *stark benachteiligt sind*. Parallel dazu würden sie in Familie und Haushalt trotz zunehmender Beteiligung an der Erwerbsarbeit im wesentlichen unverändert stark gefordert. Somit ergibt sich für die Frauen zum einen eine Doppelt- und Mehrfachbelastung. Durch den von ihnen geleisteten Zeitaufwand für unbezahlte reproduktive Aufgaben in der Familie haben sie zudem weniger Zeit als Männer für die Erwerbsarbeit und sind damit in ihrem beruflichen Fortkommen behindert.

Traditionelle Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau besteht bei 60 Prozent der verheirateten und unverheirateten Paaren weiter, resümieren *Barbara Keddi* und *Gerlinde Seidenspinner*, die die Veränderungen der zunehmenden Pluralisierung von Lebensformen und Partnerschaftsformen in ihrer Auswirkung auf das Verhältnis von Arbeitsteilung und Partnerschaft untersuchen. Dabei begünstige die Lebensform Ehe traditionelle Arbeitsteilungsmuster in höherem Maße als die nichtehelichen Lebensgemeinschaften.

Bestandteil der Studie ist auch eine Untersuchung, die den *familiären Lebensbedingungen von Kindern* eine selbständige Darstellung widmet. Auch an dieser Stelle wird ein Defizit der bisherigen wissenschaftlichen Diskussion kritisiert: die familiäre Situation von Kindern werde „ausschließlich als Epiphänomen elterlichen Verhaltens“ abgehandelt (S. 390). Familiäre Konstellationen – als Gegenstand der Diskussion um Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen – werden im Survey in ihren Konsequenzen für das Leben der Kinder in den verschiedenen Altersphasen beschrieben. Dabei ergibt sich ein bemerkenswertes Ergebnis dieses Studienteiles, das einmal mehr die Komplexität des gegenwärtigen Zustandes erkennen läßt: Mehr als 85 Prozent aller minderjährigen Kinder in Deutschland leben in einem Kindschaftsverhältnis, das dem „Normalitätentwurf“ entspricht.

Das heißt, die Eltern des Kindes sind miteinander verheiratet, das Kind ist ehelich geboren und ist ein leibliches Kind der Eltern, wobei diese Eltern in einer Hausgemeinschaft leben und zugleich eine Haushaltsgemeinschaft bilden. Die zweitgrößte Gruppe bilden Stiefkinder, die dritte Scheidungskinder. Bezüglich dieses Ergebnisses, so die Folgerung des Autors, *Bernhard Nauck*, könne von einer Pluralisierung und Individualisierung familialer Lebensformen nur in sehr eingeschränktem Maße gesprochen werden. Sehr selten sind demnach Kindschaftsverhältnisse, die durch dauerhafte nichteheliche Lebensgemeinschaften konstituiert werden. Eine besonders hohe Konstanz ist in der Haushaltsgemeinschaft von Müttern und Kindern zu verzeichnen.

Veränderungen in der *Jugendphase* und der *Lebensphase junger Erwachsener*, die zunehmend nicht mehr als Übergangsphase, sondern als eine Lebensphase eigener Qualität zu definieren ist, sind Gegenstand einer weiteren Untersuchung. Dabei zeigt sich, daß Lebensereignisse wie der Eintritt in ökonomische Selbständigkeit, der Haushalts- und Familiengründung, die traditionell den Eintritt in den Erwachsenenstatus bedeuteten, zeitlich weit auseinandergezogen auftreten.

## Ehe und Elternschaft bleiben gekoppelt

Einen besonderen Schwerpunkt legt der Survey auf die Analyse und Beschreibung geänderter Einstellungen und Orientierungen. Empirisch untersucht werden solche Veränderungen – etwa die viel diskutierte zunehmende Dominanz individueller Werte wie Selbstverwirklichung, Kreativität und Sensibilität – in ihrer Bedeutung für das Partnerschaftsverhalten und die Erwartungen an Ehe und Familie. Ein eigener Beitrag widmet sich den vorherrschenden Einstellungen zu Kindern in den verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Dabei stellt sich unter anderem heraus, daß die Einstellung zur *Ehe* deutlich *skeptischer* ist als die zu *Kindern*.

In diesem Zusammenhang sieht Bertram in seiner Zusammenfassung durch die Befragungsergebnisse folgende Annahme gestützt: Die Form der persönlichen Lebensführung, die im Familienstand zum Ausdruck kommt, habe erheblichen Einfluß auf individualistische Orientierungsmuster. So lasse der Vergleich Lediger mit Verheirateten deutliche Unterschiede bezüglich der Einstellung zu Kindern, Ehe und Erziehung erkennen. Ledige interpretierten beispielsweise kaum Kinder als „Sinn des eigenen Lebens“ oder räumten selten der Ehe einen besonderen Stellenwert im Leben ein (S. 446). Verheiratete werteten hierbei genau umgekehrt. Der Direktor des DJI folgert daraus, „daß der vielzitierte Wertewandel möglicherweise nicht so sehr einen Wandel von allgemeinen Einstellungen darstellt“ (S. 445). Vielmehr könne er Ausdruck der Tatsache sein, daß ein immer größer werdender Prozentsatz von Menschen Lebensformen wähle, die bestimmte Werte und Einstellungen mit sich brächten. Die Untersuchung liefere eher Hinweise, daß diese Einstellungen und

Verhaltensweisen schon immer vorhanden gewesen seien und nur die Bevölkerungsgruppen, die Träger dieser Einstellungen seien, eine quantitativ geringere Bedeutung gehabt hätten.

Angesichts der in den letzten Jahren stark gestiegenen Zahl der Ledigen lasse sich die Vermutung anstellen, daß auch eine „eher distanzierte Haltung zu Kindern und Ehe“ zunehmen werde (S. 451). Diese Effekte ließen sich auch in gleicher Weise in bezug auf Einstellungen, Familienstand, Alter und Geschlecht nachweisen, wenn man statt des Familienstandes das Merkmal Kinder oder Kinderlosigkeit heranziehe. So gebe es parallel zur Zahl der Kinder eine zunehmende Zustimmung zur Ehe als auch eine zunehmend positive Einstellung zu Kindern.

Ein auch für weitergehende familien- und sozialpolitische Überlegungen bemerkenswertes Ergebnis ergibt sich aus der Untersuchung von Wandlungstendenzen im generativen Verhalten und der Analyse des Verhältnisses zwischen Kinderwunsch und dessen Verwirklichung: Nach wie vor äußerten viele Paare den Wunsch nach Kindern. Realisiert werde dieser jedoch immer weniger, vor allem aber immer später. Zunehmend mehr Männer und Frauen im Alter von 25 Jahren und auch im Alter von 30 Jahren haben noch keine Kinder. Für diesen Kontext sind, so der an dieser Stelle aufgegriffene familiensoziologische Befund, auf individueller Ebene komplizierter und voraussetzungsvoller gewordene Ansprüche, Bedingungen und Erwartungen an Ehe, Elternschaft und Familie verantwortlich.

Die von der Familiensoziologie beschriebenen Wandlungstendenzen im Sinne von Destabilisierung und Deinstitutionalisierung betreffen stärker Ehe und Partnerschaft als Elternschaft oder Familie im ganzen. Die vorgenommenen Analysen machen für die Autorin deutlich, daß eine „Motivationskrise im Hinblick auf Elternschaft“ im Augenblick nicht auszumachen ist: „Die gestiegene gesellschaftliche Akzeptanz erlaubt es heute auch ohne Heirat und Eheschließung zu haben, was bis vor wenigen Jahrzehnten nur in einer Ehe gesellschaftlich und sozial akzeptiert möglich war“ (S. 464). Obwohl diese Wandlungstendenzen festzustellen seien, bestehe gegenwärtig immer noch eine *enge Koppelung von Ehe und Elternschaft*. Nur knappe 10 Prozent bei den 20- bis 29jährigen sind ledige Mütter und Väter – das heißt, in der Regel wird geheiratet, wenn Kinder gewünscht werden oder sich deren Geburt ankündigt.

Insgesamt bleibt nach den Ergebnissen der Untersuchung der Kinderwunsch konstant, während sich die Kinderzahl in den letzten Jahrzehnten sehr verändert hat. Bezüglich des Kinderwunsches orientierten sich immer mehr Männer und Frauen am Leitbild der *Zwei-Kinder-Familie*. Die Daten zeigen, daß der Anteil der Männer und Frauen, die sich drei und mehr Kinder wünschen, um so geringer ist, je jünger die Befragten sind. Insgesamt wünschen sich die 18- bis 55jährigen im Durchschnitt 2,1 Kinder. Die gewünschte Kinderzahl liegt bei Frauen durchschnittlich höher. Je jünger die Befragten sind, desto stärker werde die gewünschte Kinderzahl faktisch unterschritten.

Die Konzentration vieler klassischer Untersuchungskonzeptionen auf die Faktoren „Schichtungsgruppen, Berufspositionen und Arbeitsbedingungen“ – hat die Studie des DJI erweitert durch sozial-ökologische Ansätze, die „die Bedeutung der konkreten Lebenswelt auf die Entwicklung von Ehe und Familie und die Erziehung der Kinder zum Gegenstand haben“ (S. XXI). Es könne kein Zweifel darüber bestehen, daß die sozialen Räume, in denen sich Familien bewegten und in denen Kinder aufwüchsen, für die Entwicklung von Ehe und Familie sowie für die Sozialisation und Erziehung von Kindern bedeutungsvoller seien als die Zugehörigkeit des Vaters oder der Mutter zu einer bestimmten Berufsgruppe. Der Vergleich verschiedener Schichtungsgruppen in der Studie habe gezeigt, daß von einer Differenzierung familialer Lebensformen nach Schichten nicht ausgegangen werden könne. Dies habe die Autoren in der Annahme bestätigt, eine Ausdifferenzierung von familialen Lebensformen in bezug auf Familiengröße, Kinderzahl und Mehrgenerationenhaushalte sei heute nur noch zwischen *verschiedenen Regionen* zu beobachten.

### Nord-Süd-Gefälle beim Kinderwunsch

Daher wurde in der Studie ein neuer Weg beschritten. In der empirischen Sozialforschung fehlt nach Meinung der Autoren der Versuch, ein Land nach verschiedenen Regionen und nach familialen Lebensformen, nach Scheidungsraten oder Kinderzahlen zu differenzieren. Mit dem in diesem Survey unternommenen Versuch, zunächst einmal ansatzweise regional nach familialen Lebensformen, Kinderzahlen und Scheidungsquoten zu differenzieren, wurde geprüft, ob die jeweiligen Räume auf Einstellungen zu Kindern, Ehe und Familie oder auf die Formen familialen Zusammenlebens Einfluß haben, oder ob die familialen Beziehungen und Einstellungen gleichmäßig verteilt sind.

Für die Untersuchung des Familiensurveys wurden fünf Regionen der Bundesrepublik ausgewählt: Norddeutsche Großstädte mit einer Dichte von mehr als 1500 Einwohnern pro Quadratkilometer, alle Großstädte Bayerns und Baden-Württembergs mit der gleichen Dichte und die westdeutschen Dienstleistungszentren wie Köln, Düsseldorf oder Bonn mit vorwiegend katholischer Bevölkerung. Die zwei ländlichen Regionen, die unterschieden werden, sind durch die jeweils dominierende Konfession charakterisiert: Die norddeutschen ländlichen Kreise Schleswig-Holsteins, Niedersachsens und Nordrhein-Westfalens (über 60 Prozent Protestanten) und die ländlichen Regionen Bayerns und Baden-Württembergs (60 Prozent Katholiken).

Die Befragung bestätigt: Regionale Unterschiede von Familien und familialen Lebensformen sind größer als die zwischen verschiedenen Berufsklassen. Auch für die Einstellungen zu Kindern, zu Ehe und Familie lassen sich Unterschiede erfassen, beim Kinderwunsch besteht bei-

spielsweise ein deutliches „Nord-Süd-Gefälle“: „Von den Befragten, die sich überhaupt Kinder wünschen, möchten in norddeutschen Großstädten 17% nur ein Kind gegenüber 25%, die sich drei Kinder wünschen. In den südlichen ländlichen katholischen Kreisen wünschen sich dagegen nur knapp 10% ein Kind, aber immerhin 35% drei Kinder . . . In den süddeutschen Großstädten möchten immerhin 30% drei Kinder gegenüber 25% in den westdeutschen Dienstleistungszentren, 28% in den ländlichen protestantischen Kreisen Norddeutschlands und 25% in den norddeutschen Großstädten“ (S. 102).

### Kleinfamilie bleibt dominante Lebensform

Für die Autoren dieser Teilstudie ist damit ein deutlicher Hinweis auf unterschiedliche Einstellungsmuster in den großen urbanen Zentren insbesondere Nord- und Westdeutschlands im Vergleich zu den ländlichen Regionen Süddeutschlands gegeben: In den letztgenannten Regionen sind beispielsweise 41 Prozent der Befragten der Meinung, „daß Ehe ein Teil des eigenen Lebens sein sollte“ (S. 107). In den norddeutschen Städten gebe es eindeutige Anzeichen für eine Skepsis gegenüber der Institution Ehe. Alleinleben und Unabhängigkeit besitze in diesen Regionen für eine große Zahl der Befragten größere Attraktivität. Diesen unterschiedlichen Einstellungen entsprachen in etwa auch Unterschiede in den Lebensformen und den

gelebten Beziehungen. Fazit der Untersuchung: Viele der Individualisierungstendenzen, die gegenwärtig diskutiert werden – vom Alleinleben bis hin zur Entwicklung neuer Lebensformen – seien *Ausdruck einer urbanen Lebensform*.

Die Ergebnisse dieses Familiensurveys scheinen insgesamt die Berechtigung der oft gebrauchten Rede von Pluralisierung und Individualisierung der Lebensformen auf Kosten der „Normalfamilie“ zu bestätigen. Auch die Annahme von einem schon geschenehen, besonders aber noch zu erwartenden Strukturwandel von Ehe und Familie läßt sich anhand der Untersuchung kaum bezweifeln. Zugleich wird aber auch deutlich, daß nach wie vor die bürgerliche Kleinfamilie die dominante Lebensform darstellt. Die weit verbreitete Rede von der Krise der Familie trifft in ihrer undifferenzierten Form demnach nicht direkt die tatsächliche Situation. Vor allem scheint eine genaue Unterscheidung zwischen der Institution Ehe einerseits und Elternschaft andererseits unerlässlich. Während erstere ihre Monopolstellung wirklich einzubüßen scheint, genießt die Elternschaft offensichtlich weiterhin hohe Wertschätzung. Dabei ist jedoch der Kontrast zwischen Kinderwunsch und dem faktischen Geburtenrückgang auffällig. Für die Diskussion um die Zukunftsfähigkeit bestimmter familialer Lebensformen wird sicherlich die Vereinbarkeit von Beruf, Ausbildung und Familie im Zentrum stehen.

Alexander Foitzik

## Steckt die Dritte-Welt-Theologie in der Krise?

### Die EATWOT-Konferenz von Nairobi

Seit 1976 besteht die „Ökumenische Vereinigung von Theologen der Dritten Welt“ (EATWOT). Sie bietet durch ihre Konferenzen ein Forum, auf dem Theologen aus Afrika, Lateinamerika und Asien Erfahrungen austauschen und über ihre speziellen Anliegen wie gemeinsamen Probleme ins Gespräch kommen können. Die jüngste Vollversammlung von EATWOT in der kenianischen Hauptstadt Nairobi stand vor allem im Zeichen der Folgerungen, die sich aus dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems für die Dritte Welt und ihre Theologie ergeben. Unser Mitarbeiter Georg Evers hat als Beobachter an der Konferenz teilgenommen. Hier sein Bericht.

Die weltpolitischen Ereignisse der letzten Jahre, angefangen vom Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ in Osteuropa, über die deutsche Wiedervereinigung bis zum Golfkrieg, haben für die Länder der Dritten Welt gewaltige Veränderungen mit sich gebracht. Die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen haben natürlich auch ihre Auswirkungen auf die Theologen in Afrika, Asien und Lateinamerika. Es gibt nicht wenige Stimmen in Europa und Nordamerika,

die vom Ende einer Theologie der Befreiung zu sprechen beginnen, da wesentliche Voraussetzungen ihrer theologischen Methode, vor allem auf dem Sektor der Gesellschaftsanalyse, durch den Verlauf der Geschichte nachhaltig widerlegt worden seien. Symptomatisch dafür waren Presseberichte um die Person von Leonardo Boff, die im Zusammenhang mit dem ihm auferlegten Sabbatjahr von Resignation und Aufgabe dieses exponierten Vertreters einer bestimmten Richtung in der lateinamerikanischen Befreiungstheologie sprachen.

In diesem Zusammenhang ist die Dritte Vollversammlung der Ökumenischen Vereinigung von Theologen der Dritten Welt (EATWOT) von besonderem Interesse, die vom 6. bis zum 13. Januar 1992 in Nairobi abgehalten wurde. Alle fünf Jahre treffen sich die in der EATWOT zusammengeschlossenen Theologinnen und Theologen, um über die Kontinente hinweg einen kritischen Rückblick auf ihre Arbeit zu werfen, sich gemeinsam mit einem theologischen Thema auseinanderzusetzen und die weitere Arbeit zu planen. Das Treffen von Nairobi stand unter der Thematik: „Der Schrei nach Leben – Die Spiritualität der Dritten Welt“.